

# **Rede der Alterspräsidentin der Landessynode 2020-2026**

**Beate Schabert-Zeidler  
Geiselwind, 12. September 2020**

Liebe Konsynodale, sehr geehrter Herr Landesbischof, sehr geehrte Mitglieder des Landeskirchenrats!

Als sogenannte Alterspräsidentin, das heißt als nach Art 48 Abs. 1 der Kirchenverfassung an Lebensjahren älteste Synodale begrüße ich Sie und euch ganz herzlich zu unserer konstituierenden Sitzung. Sie findet nicht im Frühling und auch nicht in Bayreuth im Gemeindehaus, sondern im Spätsommer in Geiselwind in einem Event-Center statt. Aus Mär wird September, aus Oberfranken Unterfranken, aus einem kirchlichen Gebäude ein Autohof. Geiselwind war mir als Augsburgerin bisher nur aus den Staumeldungen im Radio bekannt. Die A3 liegt nicht auf meinen Wegen Richtung Norden, Osten oder Westen. Und Rockkonzerte, Tattoo-Messen oder Dart-Meisterschaften habe ich auch noch nie besucht.

Ich finde es spannend, für die Tagung einer Synode einmal – wenn auch nicht ganz freiwillig – an einen ganz anderen Ort zu gehen, weg von kirchlichen oder kommunalen Tagungshäusern. Vielleicht ist das der zukünftige Weg von Kirche: an ganz ungewöhnlichen Orten präsent zu werden, um mit den verschiedensten Menschen in Kontakt zu kommen. Dann werden wir auch ganz vielfältige Sichtweisen vom „wahren Leben“ bekommen,

wie es der Titel des Sonntagsblattes für diese Synodalperiode prophezeit hat. Wie bei den Berggottesdiensten bieten solche ganz weltlichen Orte Gelegenheit, Menschen spontan mit Kirche in Verbindung zu bringen.

Wer von uns hätte noch vor einem Jahr gedacht, dass wegen einer Pandemie eine Tagung der Landessynode nicht stattfinden kann? Wer hätte gedacht, dass in unseren Kirchen monatelang keine Gottesdienste gehalten werden dürfen, dafür YouTube-Gottesdienste boomen und manche Dienstreise zugunsten einer Zoom-Konferenz gecancelt wird? Allerdings sind mir in den vergangenen Monaten auch die Grenzen solcher Konferenzen bewusst geworden – von der Personenzahl, von den Inhalten und von der Form der Kommunikation her. Daher freue ich mich sehr, liebe neue Konsynodale, Sie und euch erstmals nach unserem Februarwochenende in Tutzing wieder live zu sehen. Zwar mit Maske und Abstand ohne Umarmung und Händeschütteln, aber doch von Angesicht zu Angesicht!

Alterspräsidentin – selten hat die Erwähnung einer meiner Aufgaben und Amtsbezeichnungen in meinem Bekanntenkreis so viel ungläubiges Staunen und Nachfragen hervorgerufen. „Was? Du? Gibt es keine Älteren in der Synode?“ Nein, es gibt keine Älteren, auch wenn Deutschland inzwischen das Land mit der ältesten Bevölkerung in Europa ist. Jeder dritte Wahlberechtigte war bei der Bundestagswahl 2017 über 60 Jahre alt. Aber die Generation, die sich in den USA um das Amt des Präsidenten bewirbt, ist in der bayerischen Kirchenleitung nicht mehr vertreten! Und so bin ich, die ich gerade mal seit einem Jahr in Pension bin, mit 67 Jahren die bisher jüngste Alterspräsidentin der bayerischen Landessynode – mit einer Tochter unter 30 und kleinen,

zwischen ein Jahr und sieben Jahre alten Enkeln.

Am Anfang meiner beruflichen Laufbahn war ich mit 26 Jahren die jüngste bayerische Verwaltungsrichterin. Aber diesen „Titel“ musste ich mir durch Studium und Prüfungen ziemlich hart erarbeiten. Um Alterspräsidentin zu werden, musste ich nur alt werden.

Und so ist der Titel einer Alterspräsidentin für mich kein Titel aufgrund von Verdiensten, Leistungen oder Qualifikationen. Der Respekt oder Verdienst dieses Titels gebührt eigentlich meinen Eltern, die trotz der erlebten Schrecken des Dritten Reiches und des Zweiten Weltkrieges – beide Familien wurden in Augsburg ausgebombt, und mein Vater war Soldat in Stalingrad – den Mut, die Zuversicht und das Vertrauen in Gott hatten, am Tag der Währungsreform am 21. Juni 1948 zu heiraten und eine Familie gründen zu wollen.

Meine Geburt im Jahre 1952 fiel dann bereits in die beginnende Aufbauphase der Bundesrepublik. Wir lebten noch drei Jahre in der Augsburger Innenstadt im sofort nach der Zerstörung wieder errichteten Elternhauses meines Vaters. Meine Eltern hatten ein Zuhause, und mein Vater als Bauingenieur hatte schnell eine gute Arbeitsstelle gefunden. Dennoch kann ich mich noch gut daran erinnern, dass sparsam Leben angesagt war und eigentlich nichts weggeworfen wurde. Ende der 50er Jahre, als meine Eltern dann schon ein Haus gebaut hatten (für 1 DM pro qm Grund), stand in einem Raum eine Nähmaschine. Sie wurde alle paar Monate von einer heimatvertriebenen Schneiderin aus dem Sudetenland bedient, die daran neue Kleidung aus zu klein gewordenen Sachen für uns nähte oder kaputte Kleidung

reparierte. Heute ist das eigentlich unvorstellbar.

Was prägte die Kindheit der Alterspräsidentin in den Fünfziger Jahren noch? Großeltern mütterlicherseits, die in einer Einliegerwohnung mit im Haus lebten. Jeden Sonntag Kindergottesdienst in besonderer Sonntagskleidung. Der Sonntagsspaziergang mit den Eltern. Eine Mutter, die Hausfrau war, weil „es sich mein Vater leisten konnte“. Eine evangelische Konfessionsschule mit nur einer Klasse. Wir waren nicht mit den katholischen Nachbarskindern zusammen, sondern streng getrennt nach Konfessionen. Immerhin wurden Buben und Mädchen nicht voneinander getrennt – anders als bei den katholischen Kindern in meinem Ort, die mehrere Buben- und Mädchenklassen hatten. Nur 4 von 30 Schülern gingen nach der 4. Klasse nach erfolgreicher Aufnahmeprüfung auf eine weiterführende Schule. Koedukation im Gymnasium gab es grundsätzlich nicht. Mein Weg führte mich also auf ein evangelisches Mädchen-Gymnasium in Augsburg. Dort unterrichtete mich eine Geschichte- und Sozialkundelehrerin, die es sich schon Mitte der 60er Jahre zur Aufgabe gemacht hatte, über die Gräueltaten im Dritten Reich zu informieren, die Ideologie des Nationalsozialismus zu analysieren und damit das lähmende Schweigen in der Gesellschaft zu durchbrechen – nach dem Motto: „Nur Wissen und Aufklärung können zu einer Veränderung in den Köpfen führen“. Ich fragte also meine Eltern: „Was habt Ihr gewusst? Warum habt Ihr euch nicht gewehrt? Warum habt Ihr da mitgemacht?“ Von diesen Fragen waren sie nicht erfreut. Ebensovienig wie von meiner Lektüre der Werke Bertolt Brechts. Letzteres war ein „No Go“ im damaligen Bildungsbürgertum.

Meine Kindheit wurde aber auch wie jede Kindheit von weltgeschichtlichen Ereignissen geprägt. Ich war Zeitzeugin von Ereignissen, die aus der Sicht des Jahres 2020 so lange her sind, dass sie schon fast nicht mehr wahr sind, die uns aber auch daran gemahnen sollten, dass immer Dinge geschehen können, mit denen niemand rechnet. Wir sind und bleiben als Menschen auf dieser Erde verletzlich.

Die Kuba-Krise 1962. Ich hatte wahnsinnige Angst vor einem atomaren Dritten Weltkrieg und überlegte mir wochenlang beim Einschlafen, was ich bei einem Bombenalarm mit in den Keller nehmen würde.

Die Ermordung John F. Kennedys 1963. Die Ermordung seines Bruders Robert Kennedy 1968. Die Ermordung von Martin Luther King 1968. Die Ermordung dreier Idole und Hoffnungsträger der damaligen Jugend. „I had a dream.“ „We had a dream.“ Und der Traum wurde zum Alptraum.

Der Bau der Berliner Mauer 1961. Die Städte im Osten Deutschlands und auch die Staaten des Warschauer Paktes interessierten mich als Kind überhaupt nicht. Weil ich nicht in der Nähe der Zonengrenze lebte, waren sie für mich schlicht nicht existent. Schwarze Löcher sozusagen.

Die Revolution von 1968 in vielen westeuropäischen Staaten – in der Bundesrepublik ausgehend von Studenten, die die Verkrustung der Gesellschaft und das Schweigen unserer Eltern über das Dritte Reich aufbrechen und die Rückkehr vieler Nazi-Funktionäre verhindern wollten.

Die Olympischen Spiele 1972 in München mit einer nie gekannten Heiterkeit, einer nie gekannten Weltoffenheit und einem nie

gekannten Zusammengehörigkeitsgefühl. Für mich war der Besuch der Leichtathletikwettkämpfe in München und der Kanuwettbewerbe in Augsburg das Highlight nach meinem Abitur. Leider wurden die heiteren Spiele durch das furchtbare Attentat auf die israelische Olympia-Mannschaft jäh beendet.

Als ich 1972 mein Jurastudium begann, lag der Frauenanteil bei 10%. Noch 1976 habe ich eine Seminararbeit zum Thema „Hausfrauenehe – der gesetzlich verankerte Regelfall“ geschrieben. Erst mit der Eherechtsreform 1977 konnten Frauen ohne Erlaubnis ihres Ehemannes eine Berufstätigkeit aufnehmen. Und so etwas wie Umweltrecht kam erst Ende der 70er Jahre in die Gesetzgebung.

In der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern wurde 1975 die Frauenordination eingeführt. Wir waren die letzte Landeskirche in der EKD, die sich zu diesem Schritt entschloss.

In den Kirchengemeinden wurden Mutter-Kind-Gruppen eingerichtet, um Frauen und Familien bei der Erziehungsarbeit zu unterstützen. Das war deshalb möglich, weil wie gesagt die wenigsten Frauen berufstätig waren. Ich als teilzeitarbeitende Mutter galt als absolute Exotin.

Jüngere Frauen wurden in die Kirchenvorstände berufen, um den Frauenanteil in der Kirche zu erhöhen. Am Ende dieser Entwicklung steht eine Landessynode, die jünger und weiblicher ist als je zuvor.

1977 heiratete ich „ökumenisch“. Für die sehr katholischen Schwiegereltern aus dem Sudetenland hieß das: „evangelisch mit katholischer Beteiligung“. Erst der dritte katholische Pfarrer wollte „bei so was“ mitmachen. Mein Mann musste sich aller-

dings darum bemühen, dass eventuelle Kinder katholisch erzogen werden.

In den 80er Jahren begannen dann die ersten Aktionen für mehr Umweltschutz, für „Jute statt Plastik“, für weniger Tenside in den Waschmitteln, für mehr regionales Einkaufen und für die Vermeidung von Müll. Ich habe damals jeden Freitag den Kaffeesatz, den ich die ganze Woche über in der Landesanwaltschaft gesammelt habe, weil man als Juristin ja nicht nur Rechtstexte, sondern auch Kaffeesatz lesen können muss, zum Düngen mit nach Hause genommen und als Elternbeirätin den Einsatz von Mehrwegflaschen statt Tetra-Packs vorangebracht. Aus heutiger Sicht waren wir mit unseren Aktionen nicht sehr erfolgreich, da wir auch nach fast 35 Jahren immer noch über die gleichen Themen diskutieren und nach Lösungen suchen.

Warum habe ich mein Leben im Kontext der Geschichte und der gesellschaftlichen Entwicklungen so ausführlich dargestellt? Nun, ich wollte damit zum Nachdenken darüber anregen, dass vieles, was im Rückblick als selbstverständlich erscheint, keineswegs selbstverständlich ist, sondern mitunter gegen großen Widerstand erkämpft und errungen werden muss. Es ist leicht, im Nachhinein die Fehler früherer Generationen zu tadeln und die Älteren für ewig gestrig zu halten, weil sie schon zuviel erlebt haben, um alles, was mit dem verführerischen Charme des Neuen daherkommt, für der Weisheit letzten Schluss zu halten.

Ja, hinterher sind wir oft klüger, weil wir über den großen Überblick verfügen. Aber wenn wir mittendrin stecken in einer geschichtlichen Bredouille, ist guter Rat teuer, und es ist eine große Kunst, sich als Bewohner der eigenen geschichtlichen

Epoche in unübersichtlichen Verhältnissen zu orientieren und einen Weg einzuschlagen, der auch vor dem kritischen Urteil der nachfolgenden Generationen bestehen kann. Denken wir bitte daran, wenn wir in dieser Synodalperiode Entscheidungen treffen!

Wo sehe ich nun die besonderen Herausforderungen für diese neue Landessynode, deren Älteste ich bin?

Als Mitgliedern der Landessynode muss es uns am Herzen liegen, dass die Kirche auch weiterhin die Menschen erreicht, die durch die Landessynode nicht vertreten sind oder sich durch die Landessynode nicht mehr vertreten fühlen. Dazu gehören nicht nur die über 70jährigen, sondern auch Arbeiter, Lehrlinge, Angehörige der Bundeswehr und der Polizei, Aussiedler und Arbeitslose, sehr Reiche und sehr Arme, Junge und Alte. – Apropos Jung und Alt: Wir werden – so hoffe ich – ganz bestimmt nicht der Versuchung erliegen, es als Synode zu halten wie eine Gemeinde in den USA, die – vor Corona – ältere Mitglieder über 60 gebeten hatte, nicht mehr ihre Gottesdienste zu besuchen, damit sie für Jüngere attraktiver werden. So nachzulesen im Sonntagsblatt vom 2. Februar 2020.

Wir werden uns in den kommenden Jahren fragen müssen, wie wir als Kirchenleitung gerechte Lösungen für die Dienste, Einrichtungen und Gemeinden unserer Kirche finden können, obwohl uns künftig weniger finanzielle Mittel zur Verfügung stehen. Wie werden uns fragen müssen, wie es uns gelingen kann, gute digitalen Erfahrungen aus dem Lockdown in die Zukunft mitzunehmen, ohne die analoge Präsenz von Kirche zu vernachlässigen.

Wir werden uns fragen müssen, wie wir es als Kirche schaffen können, die Spaltung der Gesellschaft, auch unserer Kirche zu überwinden im Wissen darum, dass uns alle die Liebe Gottes und seine frohe Botschaft verbindet. Es wird gut sein, wenn wir uns dafür seinen Satz aus dem ersten Timotheusbrief vor Augen halten: „Gott will, dass allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen.“ Letzteres gilt auch für uns Synodale. Wir sind nicht im Besitz der Wahrheit, sondern müssen immer wieder im Geist Gottes darum ringen und bitten.

Wir werden uns fragen müssen, wie wir Brücken bauen können zwischen denen, die sich große Sorgen um die Zukunft unserer Biosphäre machen, und denen, die mehr Angst vor dem Verlust des Gewohnten haben.

Denn das sollte unser Ziel sein: dass sich unterschiedlichste Menschen mit ihren unterschiedlichsten Überzeugungen im Geist Jesu Christi die Hände reichen. Anhänger und Kritiker von „Fridays for Future“. Autoverweigerer und solche, die auf ihr Auto nicht verzichten können oder wollen. Veganer und Andere, die nicht ohne Fleisch leben mögen. Biobauern und konventionelle Landwirtschaft. Jene, die die Seenotrettung im Mittelmeer unterstützen und jene, die dies nicht als vordringlichste Aufgabe der Kirche sehen. Christen, die eine „politische“ Kirche wollen und Christen, die es fragwürdig finden, dass Kirche sich als Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln definiert.

Wie können wir sie im Namen Jesu Christi zusammenführen? Vielleicht so, dass wir beiden Antworten geben auf eine ganz andere Frage. Vielleicht so, dass wir eine ganz andere Sehnsucht der Menschen stillen: das Bedürfnis nach Angenommen-

sein, nach Seelsorge, nach Spiritualität, nach einem tieferen Sinn des Lebens jenseits von allen diesseitigen Erfüllungen und jenseits von allem, was in unserem Leben auch durch größte Anstrengungen nicht gelingen kann und sich nicht erfüllt.

Viele Fragen, Herausforderungen und Problemlagen werden auf diese neue Landessynode zukommen. Aber was genau kommen wird, wissen wir letztlich nicht. Beim besten Willen und trotz der scharfäugigsten Kaffeersatzleserei, aber auch mit den höchstentwickelten prophetischen Gaben nicht. Der Mensch denkt. Und Gott lenkt. Lasst uns also mit Gottvertrauen ans Werk gehen, denn unsere Zuversicht ist bei Gott.

Ich bin vergnügt, erlöst, befreit, Gott nahm in seine Hände meine Zeit, mein Fühlen, Denken, Hören, Sagen, mein Triumphieren und Verzagen, das Elend und die Zärtlichkeit.

Herzlichen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!